

*Professor ehrenhalber Dr. Andreas M. Rauch lehrt Internationale Politik an den Universitäten Duisburg-Essen und Nürnberg-Erlangen und ist im Schuldienst in Köln tätig, wo er als Israel-Koordinator agiert.*

Christoph Böhr

## **Sakralität und Moderne**

### **Die Vergegenwärtigung des Göttlichen in der Kunst**

Schon auf den ersten Seiten dieses, von *Hanna-Barbara Gerl-Falkovitz* herausgegebenen und von *Peter Hawel* verlegten Buches hat der Leser allen Grund, dankbar aufzuatmen: Denn der Band beginnt – im Wissen auch um die Schwierigkeit der Fragestellung, der er gewidmet ist – mit einer längst fälligen, den Leser nicht in Verwirrung stürzenden, sondern hilfreich zur Klärung beitragenden Begriffsbestimmung zwischen religiöser und sakralen Kunst. Auf dieser fundamentalen Differenzierung aufbauend, lädt der Band ein zu einer Zeitreise durch die Geschichte der Kunst vor allem (aber nicht nur) in ihrem europäischen Gegenwartsbezug. Abgeschlossen wird das Buch, wie seine Thematik es nahelegt und geradezu erforderlich macht, mit einem Beitrag über die zahlreichen (auch lehramtlichen) Aussagen der Kirche zur Bedeutung der Kunst und der Frage, was ihren sakralen Charakter ausmacht.

**Sakralität und Moderne, hrsg. v. Hanna-Barbara Gerl-Falkovitz, Dorfen (bei München) 2010, Hawel Verlag, 352 S., 51 Abb.**

*Peter Hawel*, der das Buch nicht nur als Verleger betreut hat, sondern ihm auch einen glänzenden, meisterhaften Aufsatz beige-steuert hat, beschreibt Religiosität eingangs als eine subjektive Einstellung, die zum Beispiel in der Frömmigkeit eines Menschen ihren Ausdruck findet. Sakralität hingegen meint etwas anderes: Hier geht es nicht um eine subjektive Einstellung, ein Empfinden, sondern um einen objektiven Anspruch: Sakralität zielt ausnahmslos auf die Vergegenwärtigung des Göttlichen im Gegenwärtigen. Mit anderen Worten: In seiner Religiosität zeigt sich der Mensch. In der Sakralität hingegen offenbart sich das Göttliche.

*Hawel* beschreibt die polare Struktur der Welterfahrung, wie sie sich in den Begriffen sakral und profan widerspiegelt. Wann immer sich Göttliches im Leben und im Raum der Menschen offenbart, wann immer das Absolute in das Profane einbricht, entsteht eine Polarität, die – so *Hawel* – unter Umständen zu einer dauernden Verbindung – einer *axis mundi* zwischen Himmel und Erde – werden kann. Durch diese *axis mundi* wird der zunächst unausgerichtete menschliche Lebensraum auf eine geistige Mitte hin geordnet und gewertet. Diese Raumper-

spektive wiederum, die ihre Fluchtpunkte in den beiden Polen der *axis mundi*, nämlich Profanität hier und Sakralität dort, findet, nennen wir, sofern sie zur dauerhaften Lebensperspektive eines Menschen wird, Religion: verstanden als die Grundausrichtung unseres menschlichen Lebensraumes.

Es ist allein diese *axis mundi*, die den ansonsten engen Raum des Menschen zu eröffnen und gleichzeitig zu weiten vermag, indem sie diesen Raum zwischen Himmel und Erde zunächst aufspannt und ihm sodann seine Dimension verleiht. In der Dimension dieses Raumes vermittelt seine Achse – die *axis mundi* – Vertikale und Horizontale, Göttliches und Irdisches räumlich zu einer Ganzheit. So entsteht der Anspruch eines ganzheitlichen Wissens, dem sich *Hawel* als Wissenschaftler und Verleger gleichermaßen rettend wie eindrucksvoll verbunden weiß.

Religion bekennt sich zu eben dieser Perspektive – als einem ganzheitlichen Verständnis des menschlichen Lebensraumes. Ihre Vergewisserung wird im Kultus gefeiert und in der Liturgie vergegenwärtigt. Im Innenraum von Religion findet diese Vergewisserung statt – mittels Symbolen, Riten, Zeremonien und Sakramenten. Hier vergegenwärtigt sich das Heilige – und eben hier ist der Ort von Sakralität, die nichts anderes meint als die Anwesenheit des Göttlichen im Irdischen.

Das Sakrale ist demnach das ganz andere, das sich in keiner Weise aus dem üblichen Weltverstehen und Selbsterleben des Menschen ableiten läßt. Was aber unableitbar ist, nennen wir gemeinhin das Absolute – und in seiner Erscheinung das Numinose. Es zeigt sich in der gewöhnlichen Alltagswelt, in der sich der Mensch in ein nutzbares Verhältnis zu den Dingen setzt, als etwas Fremdes und Unverfügbares. Wo das Numinose verfügbar gemacht werden soll, verkommt es zu Magie und Ideologie. Die Weltfremdheit des Göttlichen wird dann zur Weltanschauung des Menschen. Von Sakralität kann nicht mehr die Rede sein. Nur im Kult und in der Liturgie kann der Mensch dem Fremden, dem Unverfügbaren, zu antworten und zu entsprechen versuchen: indem er das Göttliche, das er nie fassen kann, feiert. In dieser Feier nun begegnet der Mensch nicht nur dem für ihn unverfügbar Fremden, sondern in dieser Feier vollzieht sich auch eine besondere innere Selbstgestaltung des Menschen: Er vergewissert sich seiner selbst, indem er sich jene Polarität von *sacrum* und *profanum* vergegenwärtigt, in die er einbezogen, ja eingespannt ist.

Mit diesen – hier ganz verkürzt wiedergegebenen – Erläuterungen eröffnet *Hawel* den Band über Sakralität und Moderne. Es geht um die Frage nach dem Ort und der Bedeutung sakraler Kunst, die sich anders verstehen muß, als daß sie in der Ästhetik ihren letzten und entscheidenden Maßstab findet. Denn Kunst, die das Göttliche zu vermitteln sich anheischig macht – sakrale Kunst eben, kann niemals zweckfrei auf sich selbst verweisen. Sie will immer über sich selbst hinaus auf etwas anderes, nämlich das Geistige und Göttliche, zeigen, ja, das Göttliche dem Betrachter offenbaren.

Sakrale Kunst wendet sich an den Gläubigen und nicht an den Kenner. Ihre Schönheit hat nur den einen Sinn: die Schönheit des Göttlichen sichtbar zu ma-

chen. Jeder Ästhetizismus zerstört diesen Zusammenhang, der konstitutiv ist für die Sakralität eines Kunstwerkes. Diese Bestimmung sakraler Kunst, wie *Hawel* sie entfaltet, verdient es, gerade heute erinnert zu werden, in einer Zeit, in der manche Liturgie zu einem persönlichen Event verkommen ist. Ein sakrales Werk ist immer an den Kultus, den Ritus, den Tempel – also die Manifestationen des Göttlichen gebunden. Wenn ein Kunstwerk dieser Vergegenwärtigung nicht mehr dient, fällt es aus seiner ursprünglich ihm zugeeigneten Bedeutung. Sakrale Kunst wandelt sich dann zum religiösen Inventar. Die Sakralität eines Werkes beruht allein und ausschließlich auf seiner Bedeutung als Manifestation und Repräsentation des Göttlichen.

Ein schönes Beispiel dafür geben die Ikonen, die – als Wandschmuck im Wohnzimmer aufgehängt – ihre Sakralität verlieren. Im Ursprung war sie ihnen zu eigen, weil in ihrer Darstellung des Heiligen sich das Heilige selbst offenbarte, indem es – wie durch eine geöffnete Tür – dem Betrachter entgegentrat. Durch die Ikone hindurch blickt der schauende Mensch auf die Heiligkeit, die sich im Bildnis unmittelbar zum Ausdruck bringt – als Hierophanie: als Erscheinung und Offenbarung des göttlichen Pols jener *axis mundi*, von der anfangs schon die Rede war.

*Hawel* nimmt nun den Leser mit auf eine lange und aufregende Reise durch die Glaubens- und Kunstgeschichte – eine Reise, auf der nach eben jener Unterscheidung zwischen Sakralität, Profanität und Religiosität Ausschau gehalten wird. Die Suche gilt jenen religiösen Phänomenen, die eben auf jene Vermittlung zwischen Himmel und Erde in Kult und Ritus abzielen – und damit die unverzichtbare Voraussetzung für die Entstehung sakraler Kunst sind. *Hawel* ist dabei ein eindrucksvoll kenntnisreicher Reiseleiter, dessen doppeltes Wissen – in Fragen der Glaubens- wie der Kunstgeschichte – dem Leser einen mehr als doppelt reichen Gewinn beschert. Und nicht nur das: die Gabe der Unterscheidung, die ihm zu eigen, verhindert jene ab- und weitschweifigen Versuche, die gelegentlich unternommen werden, um einem Kunstwerk jene philosophische Grundierung nachträglich zu verleihen, die nicht selten in ein Herunterbeten des Alphabetes mündet, weil von A wie *Anaxagoras* bis Z wie *Zenon* alle Namen des Philosophenlexikons kunstbezüglich herangezogen werden.

Es ist die so stupend sachkundige, zu Ende gedachte und immer gesammelte – eben der Fragestellung angemessene – Darstellung *Hawels*, die den Leser so für den Herausgeber einnimmt. Wie er die Heiligung der Materie – im Rahmen sakraler Kunst – darstellt und zurückführt auf die unbegreifliche Einheit, zu der sich Gott und Mensch in Jesus Christus verbunden haben, und sodann die Bedeutung dieses Bekenntnisses im Blick auf die Entwicklung sakraler Kunst entfaltet, ist mitreißend. Denn wer an der unaufhebbaren Scheidung zwischen Göttlichem und Irdischem festhält, wie es zum Beispiel die Gnosis tat und tut, kennt keine vergegenwärtigende Liturgie und keine Sakralkunst, kein Priestertum und kein Sakrament. Die Heiligung der Materie ist die unausweichliche Folge der Vergegenwärtigung des Göttlichen im Irdischen. Und eben diese Heiligung des Irdischen suchten mit gutem Grund die ersten dogmatischen Festlegungen der frühen Kirche unumstößlich zum Ausdruck zu bringen: *Maria* als Gottesgebärerin

(Ephesos), Christus als wahrer Mensch und wahrer Gott (Chalzedon) und die Entscheidung zugunsten Bildverehrung (Konstantinopel).

Jetzt wird schon in Umrissen zumindest klar, wie es immer wieder zur Verirrung des Ikonoklasmus (Bildersturm)– auch jenem des ausgehenden 20. Jahrhunderts – in der Geschichte des Christentums kommen konnte. Denn da, wo ihre Voraussetzungen im Denken und Glauben geleugnet werden, da schwinden unaufhaltsam die Bestandsbedingungen sakraler Kunst. Der Schritt zur Kirche als Mehrzweckhalle ist dann nicht mehr groß. Wichtig ist, an dieser Stelle festzuhalten, daß es eben nicht nur ein Glaubensverlust war, der diese Entwicklung, wann immer sie sich kirchengeschichtlich anbahnte, begünstigt hat. Es war immer auch eine Verflachung des Denkens in Theologie und Philosophie, eine Entkopplung von Spiritualität und Intellektualität, die dazu beigetragen hat, daß der Sinn für Sakralität versandete. Diese um der Sache willen notwendige Tiefe des Denkens wiedergefunden zu haben, ist vielleicht das größte Verdienst des eindrucksvollen Beitrages von *Hawel*: indem er sich, in den tiefen Schichten unseres Wissens schürfend, darum bemüht, die heute verbogene *axis mundi* wieder aufzurichten und ins Lot zu setzen.

Nach einem langen Gang durch die europäische Kunstgeschichte mündet *Hawels* Untersuchung ein in die Frage: Wie können und müssen wir den Wandel vom christlichen Sakralbau zur Kirche „mit religiösem Beiwerk“, den zeitgenössischen Verzicht auf anschauliche Bildwerke, ja, des Opfers und Leidens Christi, überhaupt, den Verzicht auf die augenscheinliche Einheit des mystischen Leibes Christi verstehen? Es ist wohl das Ethos des strebsamen, arbeitsamen und ehrbaren Bürgers, so *Hawels* eigener Versuch einer Antwort auf die Frage, das den lieben Gott einen guten Mann seinläßt, der hier auf Erden allerdings nichts zu suchen hat. Die Selbstgestaltung des Menschen, von der anfänglich schon die Rede war, vollzieht sich heute allenthalben als Selbstgenügsamkeit. Der Mensch ist sich selbst genug.

*Hawel* fügt dieser – wohl treffenden – Diagnose zwei wichtige Hinweise hinzu: Er spricht – heute ebenfalls fast vergessen – auf der theologisch (!) notwendigen Ergänzung des gesprochenen Wortes durch das offenbarende Bild: Und das Wort ist Fleisch geworden. Der Gedanke und sein Bild lassen sich nicht voneinander trennen. Das ist, wenn man sie ernst nimmt, eine grundstürzende Einsicht: Der Logos begegnet uns in seiner Inkarnation. Zudem verweist er, des weiteren, auf die Tatsache, daß in eben der schon erwähnten Haltung menschlicher Selbstgenügsamkeit nach der Offenbarung Christi die Ursünde besteht: Sich selbst zu entwerfen und selbtherrlich seine Vollendung erreichen zu wollen, sein ganzes Glück auf Erden zu suchen, ist, wie schon in der Genesis berichtet wird, der Sündenfall.

In kenntnisreichen Einzelstudien werden nach *Hawels* maßgeblicher Einführung vier Künstler vorgestellt: *Hubert Krins* schreibt über die „Spiritualität in der Beuroner Kunst“ und ihren vornehmlichen Vertreter *P. Desiderius Lenz*, *Elizabeth L. Langhorne* über „Jackson Pollock und das Sakrale“, *Horst Dieter Rauh* widmet sich *Barnett Newman* unter der Überschrift „Mystik und Kalkül“ und *Ralf van Bühren* erschließt die weltanschauliche Botschaft von *Joseph Beuys* als

„Spiritualität des Irdischen“. Diese Beiträge verweisen auf einen bislang nicht beachteten religiösen Ansatz der Moderne, das Transzendente zu thematisieren, was freilich noch kein Weg zum Sakralen darstellt. In gewisser Hinsicht hat *Joseph Beuys* den Schlußpunkt unter die Moderne als Kunst gesetzt.

Von *van Bühren* stammt auch der letzte, umfangreiche Beitrag über „Sakralkunst und Moderne. Versuch einer Bilanz aus Sicht des katholischen Lehramts im 20. und 21. Jahrhundert“ – ein nicht nur aus sachlichen Gründen, sondern auch im Blick auf die Komposition des Buches wichtiger Abschluß, weil *van Bühren* den Bogen schlägt zum Eingangskapitel aus der Feder *Hawels*. Anhand zahlloser Belegstellen aus lehramtlichen Einlassungen sämtlicher Päpste des 20. und 21. Jahrhunderts belegt *van Bühren* das Bemühen, eine Sakralkunst, wie sie *Hawel* zuvor theologisch und ikonographisch dem Leser erschlossen hat, zu fördern.

Mancher Leser wird eine besondere Aufmerksamkeit den Ausführungen widmen, mit denen *van Bühren* die Entsakralisierung und den postkonziliaren Ikonoklasmus nachzeichnet. Daß die ikonoklastische Purifizierung in den 70er und 80er Jahren des vergangenen Jahrhunderts auf einem gründlichen – manchmal wahrscheinlich gewollten, gelegentlich ungewollten – Mißverständnis der Dokumente des II. Vaticanum beruht, liegt auf der Hand. Eindrucksvoll bestätigt findet der Leser diese Vermutung, wenn er die Quellen und Dokumente, die in einschlägigen Auszügen dem Band am Ende beigefügt sind, selbst nachliest. Was zum Beispiel im Kirchenbau in den 70er Jahren zur Mode wurde – seine Entsakralisierung zugunsten einer angestrebten Multifunktionalität, entsprach in keiner Weise den Absichten des Konzils. Dabei war es oftmals kein böser Wille, sondern die Fügsamkeit gegenüber dem Zeitgeist, der von Überlieferung nichts mehr wissen wollte – und so eine Verflachung im Denken bewirkte, die am Ende den Ausschlag gab: ein Mangel an ästhetischer und historischer Sensibilität, Geschichtsvergessenheit, die Sucht nach Veränderung, der Drang zu unüberlegter Neuerung – und nicht selten die Anmaßung einer willkürlichen Auslegung der neuen Richtlinien zur liturgischen Ordnung wurden zu damals prägenden Beweggründen. Man schämte sich, zur Sakralität des Kultes zu bekennen, weil man befürchtete, damit nur auf Unverständnis, wenn nicht auf Hohngelächter zu stoßen. Letzteres fürchteten viele mehr als der Teufel das Weihwasser, weil Verhöhnung immer Ausgrenzung bedeutet. Diese aber empfand man als Strafe, statt sich vor Augen zu führen, daß dem *mysterium crucis* die Verhöhnung – und Verleugnung – voranging und sich in eben der Verhöhnung das *mysterium hominis* zeigte: Schaut hin, was für ein Mensch – welche Verachtung und welche Würde!

Sakrale Kunst hat, so läßt sich die Kernaussage des Buches vielleicht knapp zusammenfassen, die Aufgabe der Vermittlung. Ihr Zweck ist nicht, Anlaß für den ästhetischen Genuß zu geben. Entsprechend ist der Auftrag des Künstlers zu bestimmen, wie *Johannes Paul II.* ihn in einer Ansprache vor Künstlern 1985 in Brüssel zum Ausdruck brachte: Alle Kunst deutet die Wirklichkeit jenseits dessen, was die Sinne erfassen. Eine Welt ohne Kunst kann sich schwerlich dem Glauben öffnen. Es scheint, daß sich heute unser Sinn für diesen Zusammenhang wieder schärft.

Eröffnet wird der bemerkenswerte Band durch eine Einführung seiner Herausgeberin *Hanna Barbara Gerl-Falkovitz*, die über „Romano Guardinis Gedanken zur Kunst, die neue Haltung: Phänomenologie, oder: sich die Welt zeigen zu lassen“ schreibt. Mit wenigen Federstrichen zeichnet *Gerl-Falkovitz* die Veränderung des Kunstverständnisses im zurückliegenden 20. Jahrhundert nach und rückt dabei die phänomenologische Wende der europäischen Philosophie in den Mittelpunkt. Ganz zu Recht: Denn die Phänomenologie hat auf eine neue Weise den Sinn von Kunst bestimmt: als die immer neue Begegnung zwischen Mensch und Welt in Farben, Formen, Tönen und Worten. *Romano Guardini* läßt anklingen, was dann wenige Seiten später *Hawel* in seinem Beitrag ausführlich und nachdrücklich entfaltet: daß sich im Kult – dem Bild des Göttlichen im Irdischen – Gottes Sein und Wollen gegenwärtig setzt. Dort, wo sich Kult und Ästhetik verbinden, ist der Ort sakraler Kunst – und zugleich der Ort der Selbstgestaltung des Menschen jenseits aller Selbstgenügsamkeit. In den Worten *Guardinis* ausgedrückt: In einen Schöpferdienst hat Gott den Menschen gerufen: „daß immerfort, in seiner Begegnung mit den Dingen, die eigentliche Welt werde.“ Das ist die Konsekration der Materie durch die Inkarnation des Göttlichen im Irdischen – und diese Fleischwerdung ist Begegnung: Ort des Heiligen im Menschen und seiner Welt.

Dieses – übrigens wunderbar gestaltete – Buch, das sei abschließend gesagt, ist Gewinn und Genuß für den Leser, jeder Geschwätzigkeit abhold, und das, worauf es aufmerksam machen will, zu Ende denkend. Und deshalb muß ein letztes Wort zu diesem bemerkenswerten Buch seinem nicht minder bemerkenswerten spiritus rector – und zugleich seinem Verleger – gelten: Dr. *Peter Hawel*. Er gehört zu den eindrucksvollen Verlegergestalten unseres Landes. Geboren 1946 in Jechnitz (Böhmen), studierte er nach einer Gärtnerlehre Katholische Theologie, Klassische Archäologie, Germanistik und Kunstgeschichte. Dieses Fach unterrichtete er über 30 Semester lang an der Hochschule Weihenstephan und zugleich als Lehrer für katholische Religion am Gymnasium. Schon von seiner weit angelegten Ausbildung her ist *Hawel* jenes (Selbst-)Verständnis der Geisteswissenschaft vertraut, daß heute im Lehr- und Wissenschaftsbetrieb unseres Landes auch mangels entsprechendem staatlichen wie privaten Mäzenatentums auszusterben droht: mit ganzer Selbstverständlichkeit interdisziplinär – ohne die notwendigen Spezialisierungen zu meiden.

Von diesem Selbstverständnis geben *Hawels* zahlreiche publizistischen Arbeiten – nicht zuletzt sein 2005 erschienenes, in vielerlei Hinsicht als einzigartig zu bezeichnendes *Lexikon zur Kunst und Geschichte* (München 2005) – wie sein ganzes wissenschaftliches Schaffen beredtes Zeugnis – und nicht zuletzt der Beitrag in dem hier besprochenen Band. Als Wissenschaftler und als Verleger leistet *Hawel* einen bewundernswerten Beitrag im Überlebenskampf einer Wissenschaft, die sich als Ausdruck der Selbstvergewisserung europäischer Kultur versteht, indem sie den Reichtum und die Fülle der geistigen Errungenschaften dieser Kultur in ihrem Zusammenhang erschließt und so dem Vergessen entreißt. Das ist für niemanden zu haben, der wissenschaftlich nur an der Oberfläche kratzt. Doch gerade aus diesem Grund münden *Hawels* Bestrebungen in eine so

dringliche, überfällige Erneuerung der Geisteswissenschaften in ihrem besten Sinn: als Mittelpunkt einer *universitas litterarum* – als ganzheitliche Zusammenschau jener geistigen Tätigkeiten, die in eben dieser Zusammenschau jenes Phänomen hervorbringen, das wir Kultur nennen.

*Dr. Christoph Böhr ist Vorsitzender der Deutschen Cusanus-Gesellschaft.*

Andreas Püttmann

## Katholische Provokation

Was für Journalisten ein Volk hervorbringe, sei heute ein wesentliches Moment seines Schicksals, meinte *Karl Jaspers* schon in den 50er Jahren. Dies könnte man in der heutigen „Mediengesellschaft“ auch über das Kirchenvolk sagen. Wobei man zu einem zwiespältigen Befund gelangen dürfte: Einerseits gehören die Medienmacher laut Umfragen zu den säkularisiertesten Berufsgruppen und stehen der Kirche – insbesondere der katholischen – größtenteils mit Skepsis und Ablehnung gegenüber, bis hin zu völliger Ignoranz oder Feindseligkeit. Auch in kirchlichen Medien herrsche oft „ein grauer Nörgelton“ vor, konstatierte vor Jahren *Hans-Joachim Fischer* in der FAZ. Andererseits waren es in den letzten großen „Schlachten“ um die katholische Kirche in Deutschland (Piusbrüder-Affäre, Mißbrauchsskandal) vor allem Journalisten, die ihre Kirche in der öffentlichen Meinung kraftvoll und klug gegen überzogene, dumme und kampagnenartige Angriffe verteidigten. Dahinter konnte sich mancher Bischof verstecken. Dabei ist der Kreis der kirchentreuen „Edelfedern“ weit kleiner als der Episkopat. Eine von ihnen ist *Matthias Matussek*, der seine Brötchen ausgerechnet beim „Spiegel“ verdient.

**Matthias Matussek: Das Katholische Abenteuer. Eine Provokation, München und Hamburg 2011, 358 S.**

Sein jüngstes Buch trägt zwei Grundaussagen schon im Titel: Katholisch zu sein bereichere das Leben, aber man müsse sich gut überlegen, das öffentlich zu sagen. Ein Buchtitel: „Das evangelische Abenteuer. Eine Provokation“ ist jedenfalls unwahrscheinlich. Der Grund: „Die bequemere der christlichen Konfessionen ist derzeit eindeutig die protestantische. Ihre Bekenntnisse tropfen ins gesellschaftliche Gewebe in homöopathischen und jederzeit gut verträglichen Verdünnungen, ihre Pastoren sind wie alle, sie lassen sich scheiden, sie leben in schwulen Lebensgemeinschaften, sie fahren ab und zu betrunken Auto, nichts, was irgendeinen groß aufregen würde, im Gegenteil, sie werden geliebt dafür, daß sie sind wie alle. (...) Sie holen die Menschen da ab, wo sie sind, wie man so sagt“ (S. 43). Solche Protestantismus-kritischen Stellen sind im Buch allerdings seltener als man es angesichts des Titels erwarten könnte. Explizit grenzt sich der